

treffen wollen, einen Kunstkenner hierher schicken; denn ich selbst verstehe mich nicht auf Malerei."

Während die Französische Republik mit Genua, als mit einer unabhängigen Bundesgenossin, unterhandelte, reizte sie die Bürger dieses Staats, so lange das Glück den Französischen Waffen hold war, durch zahlreiche Agenten zum Aufbruch; so oft aber ein unangenehmer Wechsel eintrat, schrieben die Herren vom Direktorium an den Ober-General, er möge nicht vergessen, daß die Vorbereitung der republikanischen Ideen nur ein Vorwand sey, und daß man nicht politisch recht daran thäte, den Unterthanen der Italienischen Staaten einen Freiheits-Schwindel einzujubeln, der es ihren Fürsten unmöglich machen dürfte, sie im Gehorsam zu halten, falls es notwendig würde, diese kleinen Staaten der Oesterreichischen Krone zu opfern. „Die Politik und unser Interesse, wenn wir es verständig ins Auge fassen, schreiben uns vor, die Begeisterung der Mailändischen Bürger sogar in Schranken zu halten.“ Dies sind Lepeaux's eigene Worte.

Von den Civil-Beamten, die im Geiste des angebotenen Systemes rüßig arbeiteten, bewies Keiner mehr Gewandtheit und Verschlagenheit, als Cacault, der Gesandte des Direktoriums zu Rom. Dieser Mann war mehrere Jahre vor Ausbruch der Revolution der Französischen Gesandtschaft in Neapel attachirt worden; er huldigte dem republikanischen Prinzip von ganzem Herzen, und seine diplomatische Erfahrung wurde von dem Direktorium nach Verdienst gewürdigt. Am 31. Juli schrieb er aus Rom an Bonaparte, er habe von Seiner Heiligkeit, als Honorar für die Allianz, deren Frankreich den Papst würdigte, zehn Millionen Franken bekommen, und setzte hinzu: „Nous commencerons demain à travailler avec les savans et les artistes pour régler les objets à demander dans ce genre.“ Und gewiß betrieb man diese neue Art von gelehrten Untersuchungen mit erstaunlichem Eifer, denn Rom war binnen wenigen Wochen seiner schätzbarsten beweglichen Kunstwerke beraubt.

Während diese autorisirten Räubereien in bester Form vor sich gingen, wachten Bonaparte und seine Generale über das Betragen der Civil-Beamten, welche die Contributionen für das Heer eintrieben. Am 8. Oktober schreibt Bonaparte an das Direktorium: „Ich bin ganz von Spitzbuben umlagert; ich habe schon drei Kriegs-Commissaire, zwei Administratoren und mehrere andere Beamte vor das Kriegsgericht gestellt.“ Dennoch läßt er drei Tage später folgenden Befehl ergehen: „Die Lombardische Legion soll von den Mailändern besoldet, gekleidet und equipirt werden. Zur Bestreitung dieser Ausgaben wird man sie ermächtigen müssen, das Silbergeräth der Kirchen zu veräußern, dessen Werth ungefähr 100,000 Franken beträgt.“

Das Uebel griff jedoch so bedrohlich um sich, daß Bonaparte den ersten ruhigen Augenblick benutzte, um in Mailand eine Untersuchung gegen die Commissaire einzuleiten. Es ergab sich, daß einige dieser Schurken große Quantitäten Arznei verkauft hatten, während die Hospitäler mit Kranken angefüllt waren, und sogar Stroh-Matratzen entwendeten, obgleich der arme Verwundete keinen anderen Schutz gegen die Steinplatten oder den Estrich der Fußböden hatte. Seinen desfallsigen Bericht an das Direktorium (vom 12. Oktober) schließt Bonaparte mit folgenden Worten: „Sie recheneten ohne Zweifel darauf, daß Ihre Commissaire zwar stehlen, aber wenigstens ein Bißchen sich schämen würden — dem ist aber nicht so; sie stehlen auf eine so lächerliche und unverschämte Weise, daß ich, wenn ich nur einen Monat Zeit hätte, alle mit einander erschießen lassen würde. Täglich werden einige dieser Schurken vor das Kriegsgericht gestellt; allein man erkaufte das Urtheil der Richter — es ist hier ein großer Jahrmarkt, Alles ist käuflich.“ Hören wir nun, auf welche Weise Bonaparte selbst Untersuchungen anmahm und sein Gewissen darüber beruhigte. Er sagt in dem erwähnten Schreiben: „Thevenin ist ein Dieb — er affektirt einen empfindlichen Luxus — er hat mir einige sehr schöne Pferde offerirt, deren ich bedarf, und die ich angenommen habe; aber er will durchaus keine Bezahlung dafür. Lassen Sie ihn arrestitren und sechs Monate ins Gefängniß bringen.“

Zu den unbegreiflichen Schwierigkeiten anderer Art, mit denen Bonaparte kämpfen mußte, gehörte auch Mangel an Waffen; und es zeigt uns den Charakter des Französischen Soldaten, daß, als der General einen großen Vorrath Spanischer Gewehre in Livorno, unter dem Vorwande, sie zu leihen, in Beschlag nehmen ließ, die Soldaten erklärten, diese Gewehre seyen zu schwer, und sich schlechterdings weigerten, sie zu tragen. Dennoch trosteten diese nämlichen Leute dem Hunger und der Mauth und verfolgten den Feind mit blutenden Füßen, bis sie vor Erschöpfung niederstürzten und an der Pfortstraße starben. Ihr Zustand wurde jedoch in dem Maße besser, als ihre Triumphe sich mehrten; und Bonaparte schreibt im Oktober 1796 aus Modena, daß er jetzt nicht bloß im Besitze des zum Unterhalt der Armee notwendigen Geldes sey, sondern einen Ueberschuß von 800,000 Franken nach Frankreich geschickt habe!!!

Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man gleich von Anfang an, wie groß auch die Noth der Soldaten seyn mochte, keine Ausgaben scheute, um Spione zu unterhalten; nicht bloß der Ober-General, sondern jeder höhere Offizier scheint seine Spione gehabt zu haben, obschon die dringende Lebensgefahr, der diese Clenden sich aussetzten, gewiß mit ungeheuren Summen bezahlt werden mußte.

Die Wichtigkeit einer wahrhaft starken Festung ist vielleicht durch Nichts evidentler gemacht worden, als durch den Einfluß, welchen General Wurmsers ruhmvolle Vertheidigung von Mantua auf den Krieg des Jahres 1796 hatte. Es spricht sehr für Napoleon, daß er bei dieser Gelegenheit einem schändlichen Befehle des Direktoriums keine Folge leistete. Er sollte nämlich Wurmsers, als einen Französischen Emigranten, mit dem Tode bedrohen, wenn er die Festung nicht augenblicklich übergäbe, und ihm Verzeihung angeloben, im Fall er zum Verräther würde. Wurmsers war allerdings in Frankreich geboren, aber von Deutscher Familie und schon lange in Oesterreich naturalisirt. Als er

endlich kapituliren mußte, bewies ihm Bonaparte einen Grad von Hochachtung, der dem Sieger und dem Besiegten gleich rühmlich war.

Zu den empörendsten Schändlichkeiten des Direktoriums gehörte unstreitig sein Verfahren gegen die Neapolitanische Kavallerie (2400 Mann), welche, kraft des Waffenstillstandes, der im Juni 1796 mit Neapel geschlossen wurde, von der Oesterreichischen Armee sich trennen und im Auge des Französischen Heeres Winter-Quartiere beziehen sollte. Das Direktorium betrachtete diesen Waffenstillstand gleich von Anfang an nur als einen diplomatischen Kniff, aus dem man jeden erdenklichen Vortheil ziehen müsse, und die Herren nahmen es Bonaparte übel, daß er nicht die Pferde und die Equipirung der Mannschaft auf irgend eine Weise sich anzueignen versucht hatte, da der Waffenstillstand, ihrer Logik zufolge, nur auf die Personen und nicht auf ihre Sachen sich erstreckte. Ob der Ober-General aus Grundsätzen edler gehandelt, als das Direktorium von ihm erwartete, ist eine große Frage; denn bald darauf schreibt er in Betreff der schweren Contribution, die den Venezianern aufgelegt werden soll, an das Direktorium: „Peut-être jugerez vous à propos de chercher une petite querelle avec le ministre de Venise à Paris, pour que après la prise de Mantoue, et que j'aurai chassé les Autrichiens de la Brenta, je puisse trouver plus de facilité pour la demande que vous avez intention que je leur fasse de quelques millions!!“

Wir glauben, aus dieser merkwürdigen Urkunden-Sammlung gerade so viel mitgetheilt zu haben, als hinreicht, um den schneidenden Kontrast zu zeigen, der zwischen Wellington's und Napoleon's Prinzipien obwaltete. Die Handlungsweise des Letzteren war einigermaßen damit zu entschuldigen, daß sein Gouvernement ihm unmenschliche Instruktionen erteilte, und daß er sich von wachsamem Emissären umgeben sah, die ihn, wenn er einem edleren Impulse nachzugeben geneigt war, als Verräther an der Republik denunzirt haben würden.

In der ganzen Sammlung sehen wir uns vergebens nach einem so freundlichen und innig theilnehmenden Briefe um, wie sie in Wellington's Korrespondenz häufig vorkommen. Bonaparte überhebt sich des Geschäftes, die Freunde und Anverwandten gefallener oder verwundeter Offiziere zu trösten; doch nimmt er wenigstens ein paar Mal die Sache braver Offiziere in Schutz und verlangt pecuniaire Unterstützung für die Familien solcher, die im Kampfe gefallen sind. Sein Brief an das Direktorium, worin er darauf anträgt, daß man der Familie des Adjutanten Muiron die Rechte und Besizungen zurückstellen solle, deren sie wegen der Emigration einiger Glieder dieser Familie verlustig geworden war, macht ihm unstreitig Ehre; und ein Kondolenz-Brief Bonaparte's an den General Clarke, nachmaligen Herzog von Feltre, als dieser seinen Neffen verloren hatte, offenbart sogar einen gewissen Grad von Gemüth und Gutherzigkeit.

Der Stil dieser Korrespondenz unterscheidet sich gar sehr von dem ziemlich bombastischen Stile der Bülletins aus den Zeiten der Kaisertherrschaft. Er ist sehr gedrungen, klar, scharf und bestimmt. Napoleon's damalige Schreibart scheint den Unter-Befehlshabern als Muster gedient zu haben, denn die Berichte seiner vornehmsten Generale verdienen gleiches Lob; ihre kräftige Kürze und Klarheit bat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß während der verwickelten Operationen des Krieges im Gebirge die verschiedenen Abtheilungen der Armee, obschon öfter durch bedeutende Räume getrennt, in so wunderbarem Einflang wirken konnten.

Ein Britischer Offizier.

England.

Ludwig's XII. letzte Gemahlin*).

Nachdem König Heinrich (1514) in seine Staaten zurückgekehrt war, hatte er Rüstungen angeordnet, um den Feldzug in Frankreich, so schnell es die Jahreszeit nur gestatten möchte, wieder zu eröffnen. In dessen wendeten König Ludwig's XII. geschickte Unterhandlungen den Krieg für das Mal ab. Obgleich dieser kluge Monarch von allen Seiten einen solchen Knoten von Verwickelungen sich zusammenschürzen sah, daß man für ihn selbst keine Möglichkeit des Herauskommens mehr absehen konnte, hatte er dennoch hier ein über alle Erwartung glänzendes Gelingen. Durch Verwerfung des Pisanischen und Annahme des Lateranischen Konzils gewann er die Freundschaft Papst Leo's X.; er verlobte Ferdinand den Katholischen, indem er ihm Navarra abtrat, er gewann den Kaiser Maximilian, indem er dessen Enkel Karl (dem nachmaligen Kaiser Karl V.) seine Tochter Renée zur Braut versprach; endlich besiegte er selbst die Animosität König Heinrich's VIII., indem er ihm auf eine listige Weise die Untreue seiner Bundesgenossen aufdeckte und einen Bund ehelicher Vereinigung zwischen den Häufern Frankreich und England vorschlug. König Ludwig war ein dreißigjähriger Wittwer, Heinrich's Schwester, die schöne Prinzessin Marie, war sechzehn Jahre alt; noch dazu hatte sich ihre erste Liebe dem Grafen Brandon, Viscount Lisle, einem der schönsten und gebildetsten Edlen an ihres Bruders Hofe, zugewendet; — aber als Ludwig jetzt ihre Hand suchte, da mußte die Liebe dem Ehrgeize weichen. Es ward ein Vergleich zwischen den beiden Kronen abgeschlossen, dem die Heirath des Französischen Königs mit der Englischen Prinzessin als Basis diente.

Am 9. Oktober (1514) zog sie mit den Damen ihres Gefolges, unter deren Zahl sich auch Anna Boleyn, damals ein junges Mädchen, befand, in Abbeville ein; — die Hochzeit wurde nachmals mit außerordentlichem Glanze, mit dem strahlendsten Schaugepränge gefeiert.

... Diese Heirath einer der schönsten Frauen ihrer Zeit gehörte zu denjenigen Ehebündnissen, mit welchen Jugend und Glück an dem kalten Altare der Politik hingeeopfert werden. Wie sehr auch Titel und Rang einer Königin von Frankreich der Vermählten schmeicheln mochten, der Kontrast zwischen ihrem vorigen Geliebten, dem Viscount Lisle,

* Aus V. F. Lytler's History of Henry VIII. S. Nr. 144 des Magazins.